Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 21 (1917)

Buchbesprechung: Neue Schweizer Prosa
Autor: Müller-Bertelmann, Hans

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

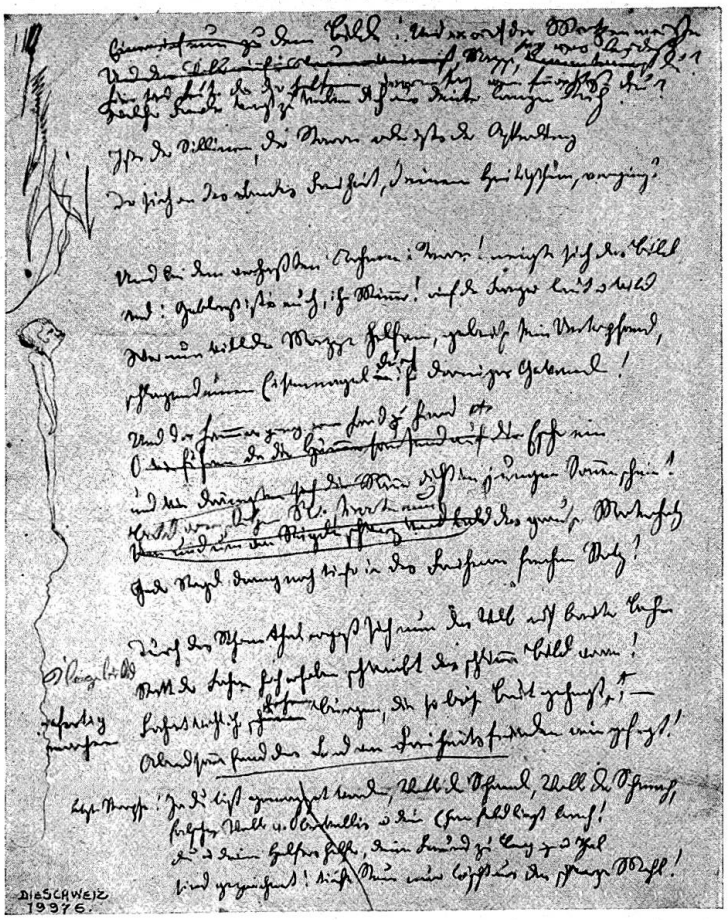
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

und ein bißchen mehr Leben wünschen möchte, in deren braver, alle Persönlichkeit verleugnender Genauigkeit aber auch just etwas Rührendes liegt und ein Charakteristikum für den Mann, der seinem Zwillingsbruder so ähnlich war, daß dieser nach des Ingenieurs frühem Tode in dessen Kleidern für ihn Porträt sitzen konnte. Dieses merkwürdige brüderliche Ersatzbildnis ist der Festgabe beigegeben. Was nun aber den besondern Wert dieser Blätter ausmacht und was sie für den außerordentlichen Zweck geeignet erscheinen ließ, ist ihre antiquarisch-historische Bedeutung. Eine Reihe schöner und wichtiger Bauten, die die Zeit in ihrer äußern Erscheinung verändert oder uns ganz entrissen hat, bleiben uns hier erhalten, zumeist in Gesamtansichten, oft aber auch in recht instruktiven Detailaufnahmen, und so gibt sich denn der stattliche Quartband als eigentliche Schatzkammer an Gütern heimatlicher Kunst, eine Anregungsquelle, die sich weder Architekten noch Heimatschützer noch Kunstfreunde entgehen lassen dürfen. Das gediegene Werk, dem Dr. h. c. F. O. Pestalozzi einen gut orientierenden Text mitgegeben hat, stellt also die richtige Ehrung eines Mannes dar, dem nichts mehr am Herzen liegt als gewissenhafte Sammlung und Erhaltung geistiger Güter und deren demokratische Nutzbarmachung für alle. M. W.



Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 7.

Neue Schweizer Prosa IV.

Einige Frauenbücher mögen den Reigen heute eröffnen. Zunächst ein Werklein, das nicht in erster Linie als Kunstwerk interessiert: Frau Dr. Adeline Rittershaus' „Altnordische Frauen"[1]). Damals — im neunten Jahrhundert, kurz, nachdem die Insel Island von norwegischen Schiffern angefahren worden und sich dort drüben ein hartes, kampfgewohntes Bauernvolk festgesetzt, entstand eine merkwürdige, reiche Literatur von besonderem Eigenwert auf dem nordischen Eiland, deren Denkmäler sich bis in unsere Tage erhalten haben. Da waren es besonders Prosaerzählungen, die Sagas, die das Leben hervorragender Isländer, ihre Taten und Kämpfe, festhielten. Obwohl nicht von absoluter historischer Zuverlässigkeit, sind diese Novellen der alten Nordländer dennoch getreue Spiegelbilder der kulturellen Entwicklung des Volkes aus Germanenstamm, das die alten Sitten und Gebräuche nicht so rasch unter dem Einfluß des Christentums aufgab wie seine Verwandten diesseits des Ozeans. Wie die alte Mythologie der Germanen in der Edda, so ist das altgermanische Leben und Treiben in den Sagas in einer Art dargestellt wie in keinem andern Dokument aus der germanischen Vorzeit. Auch das Frauenleben natürlich; mag immerhin der Hauptinhalt der altnordischen Prosaliteratur die Erzählung der Taten, Kämpfe und Leistungen harter, trotziger Männer sein. Für eine Frau ist aber besonders ihrer Geschlechtsgenossinnen Stellung und Charakter von Interesse, und es ist verständ-

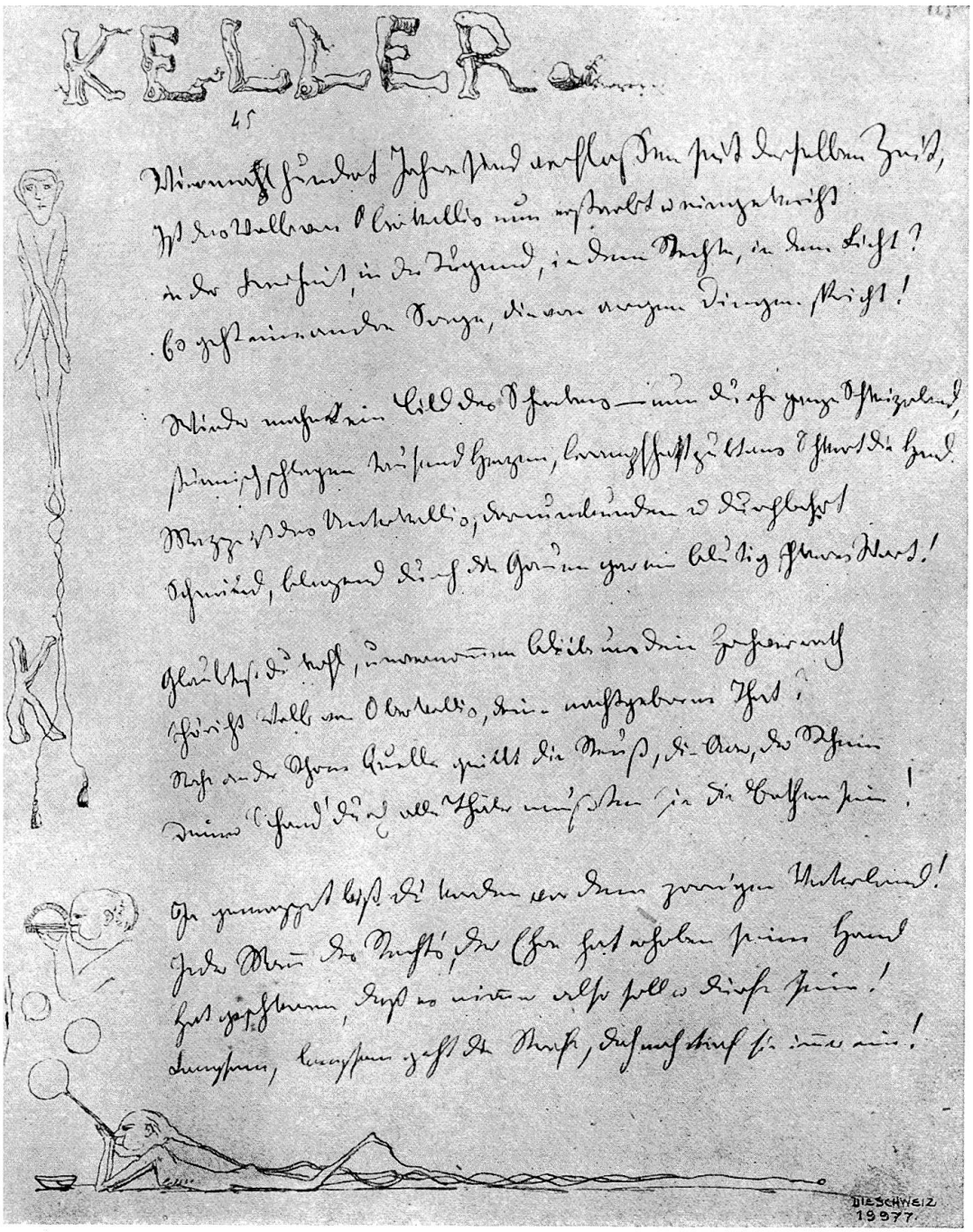
[1]) Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1917.

lich und begrüßenswert, daß Frau Dr. Rittershaus sich zur Aufgabe gemacht hat, jene willensstarken weiblichen Gestalten, die ihre Persönlichkeit leidenschaftlich zur Geltung zu bringen wußten, aus den alten Erzählungen herauszuheben und das Gemeinsame festzustellen, so verschieden sie auch die feine psychologische Kunst der Dichter damals schon gestaltet hat. So sind ihr scharfgezeichnete, interessante Porträte gelungen, abgerundete Charakterbilder aus einer verschollenen Kulturepoche, die einst auch die alten Deutschen durchlebt haben, und wir bewundern bei aller Wildheit des leidenschaftlichen Wollens die Größe dieser Gestalten, die elementare Kraft und Härte, die sich in allem äußern, was sie tun. Naturwüchsig in Haß und Liebe, voll Mut und Tatkraft im Guten wie im Bösen, fehlt diesen Frauen allerdings der süße Zauber eines Gretchens oder Kätchens, aber was sie an Liebreiz entbehren, besitzen sie an eigenwüchsiger Persönlichkeit. Mag sein, daß der orientalische Einschlag eines falsch verstandenen Christentums einige Schuld an der Unterdrückung der freien Persönlichkeit im weiblichen Idealbild der Deutschen trägt, wie die Verfasserin in dem trefflich orientierenden einleitenden Essay behauptet. Das heißt: sie sagt „des Christentums" schlankweg, und dagegen möchte ich mich verwahren; denn nicht die große Idee, die das Christentum als allgemein menschlichen Kern enthält, hat die „kraftvollen Germanen" in ihrer kulturellen Entwicklung gehemmt, die Eigenart der deutschen Frau verkrüppelt, sondern jenes Rankenwerk, das sich von dem großen Neuen nicht trennen ließ und das die Träger des Christentums gar nicht davon haben trennen wollen — bis zum heutigen Tage nicht. Noch schlummern aber im Wesenskern der christlichen Weltanschauung Entwicklungsmöglichkeiten; vielleicht ist die Zeit, da man sie erblickt, näher, als viele ahnen, und daß gerade die offiziellen Träger dieser Weltanschauung sie nicht sehen wollten, weil sie die Schale mit dem Kern verwechselten, ist keineswegs die Schuld der großen, von einem erhabenen Manne im Orient gepredigten Idee einer glücklicheren Menschheit. Dieser Einwand beeinträchtigt allerdings den Wert des schönen, anregenden Buches keineswegs, das in feiner Nachdichtung kraftvolle Frauengestalten aus einer verschollenen Kulturepoche zu warm pulsierendem Leben erweckt.

Im Novemberheft der „Schweiz" lasen wir die „Tagebuchblätter" Nanny von Eschers, die mit der abgeklärten Altersweisheit abschlossen: „Jetzt bringt mir mancher Brief die Bestätigung, daß selbstlose Freundschaft zwischen Mann und Weib der hellste Stern ist, der uns leuchtet." Dieselbe feinsinnige Zürcher Dichterin hat kürzlich in dem Liederbüchlein „Meine Freunde" dieser Freundschaft ein klingendes Denkmal gesetzt, und ihre historische Novelle „Frau Margaretha"[2]) erzählt uns den Herzenskampf der Herrin von Wülflingen, die unter der schweren Zuchtrute einer in starren Moralgesetzen gebundenen Zeit zum selben Ergebnis gelangt. Die gärende Jugend, ihre Leidenschaft und ihre Gier nach Besitz, sie gehen vorüber und hinterlassen den bitteren Nachgeschmack der Schuld, und was bleibt, ist die selbstlose Liebe, die ihr Glück im Opfer sieht und die Entsagung als letzte Weisheit empfindet. An dieser Erzählung ist alles ausgeglichen; klar ist die Sprache, wohlüberlegt jedes Wort und jede Geste. Wohl mag ab und zu der Leser sich fragen, ob nicht diese oder jene innere Regung oder äußere Handlung mehr eine Konstruktion des Verstandes sei als ein Ergebnis innersten Miterlebens; aber gleich steigt jene vergangene Epoche aus Zürichs Kulturentwicklung vor uns auf, in der die Erzählerin zu Hause ist, als ob sie selber darin lebte und webte, und wir glauben ihr aufs Wort, was uns anfangs etwas stutzen machte, so die unbegrenzt selbstlose Liebe Junker Georgs, der ihr letzter Gatte wird und sie wieder in die bürgerlichen Ehren einsetzt. Und wie lebendig-anschaulich weiß die Dichterin zu erzählen, wie knapp, ohne alles Beiwerk, und doch die Stimmung ausschöpfend, wo diese für den Gang der Handlung oder die seelische Entwicklung der Heldin wichtig ist. Als leuchtendes Vorbild mag ihr Conrad Ferdinand Meyer vor Augen gestanden haben; aber es ist doch eine Frauenseele, die eine längst verstorbene Schwester bis ins Innerste versteht und uns in dichterischer Verklärung das Lebensschicksal erzählt, das alte Familienpapiere überliefert haben. Es wäre unmöglich, die innern Kämpfe dieser Frau zu skizzieren, ohne sie zu vergröbern und der Novelle den intimen Zauber zu nehmen, der von ihr ausströmt; man lese das schöne, gehaltvolle Buch einer abgeklärten Persönlichkeit und reifen Dichterin: man wird Freude daran erleben.

„Eine Seele", der neue Roman Ruth Waldstetters[3]), ist eine für unsere schweizerische Prosaliteratur keineswegs alltägliche Erscheinung; ich erblicke sogar in Ruth Waldstetter die einzige Erzählerin, die dies Genre bei uns als Meisterin pflegt. Nennen wir das Werk einen psychologischen Gesellschaftsroman, nennen wir es eine künstlerische Gesellschaftskritik — soviel ist jedenfalls sicher, daß der Hauptakzent auf der künstlerischen Gestaltung ruht und die Idee, die dem Buche zugrunde liegt, so tief in der Wesensart der Hauptperson verwurzelt ist, daß wir an die innere Wahrheit, die seelische Realität, unbedingt zu glauben gezwungen sind, kurz — die Kritik der Gesellschaft wird nirgends zur unkünstlerischen Tendenz, weil Charlotte Hoch als Persönlichkeit lebendig und wirklich vor uns hin-

[2]) Bern, A. Francke, 1918. — [3]) Bern, Francke, 1917.



Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 8.
Manuskriptseite mit dem Schluß des Gedichtes „Die Mazze".

gestellt ist. Es ist der Kampf einer Frau um die selbständige Persönlichkeit, der Kampf um Wahrhaftigkeit und gegen die enge Schablone, in der das weibliche Geschlecht gefangen ist, und das Ziel dieser sympathischen Heldin und Dulderin ist nicht „das Studium", wie man das früher etwa in Frauenromanen fand, sondern eben die „Seele", die den Sinn und Zweck des Lebens „täglich von neuem sich selber beweisen" will, um zu begreifen, „daß das Leben nicht ein ein Unsinn ist". Eine echt weibliche Natur und eine edle Seele lernen wir in diesem schönen Buche kennen. Das in dem gedankenschweren „Vermächtnis" an jenes „Tagebuch einer Leidenden" in dem „Erzähler"-Bändchen Ruth Waldstetters anklingende Fazit aus diesem Leben wirkt erschütternd und groß, und die Mahnung „Sei du selbst!" geht als roter Faden durch diese Entwicklungsgeschichte, die sich mit absoluter innerer Folgerichtigkeit vor unsern Augen vollzieht: die Entwicklungsgeschichte eines Mädchens durch Leiden und Enttäuschungen zur reifen Persönlichkeit, zur selbständig denkenden Frau, die den geistigen Zwang, alle Ehren- und Glaubensformeln als Versteinerungen ablehnt und nur die durch eigenes Erleben gereiften Ueberzeugungen gelten läßt als das Ergebnis der innern Erfahrungen. Außerordentlich schlicht und dennoch durchgebildet und klar ist die Prosa dieser Erzählerin, geistvoll und niemals geistreichelnd der viel verwendete Dialog, und die Handlung ist trefflich aufgebaut und fesselt durch die zwingende Notwendigkeit, mit der alles von innen heraus gestaltet und dargestellt ist. Das Buch mag da und dort Widerspruch erregen; es wird aber jeden Leser, gleichgültig, ob Mann, ob Frau, im Nachdenken über das Problem zurücklassen, weil das Allgemeinmenschliche in dieser Lebens- und Leidensgeschichte unsere persönliche Anteilnahme sich zu erzwingen vermag. Möge das Werk recht viele verständnisvolle Freunde finden!

Hier wäre vielleicht der Ort, die starke, von tiefem Stimmungsgehalt erfüllte Novelle Ernst Zahns[4]), „Nacht", anzuschließen. Ich halte diese Arbeit für eines der packendsten und reifsten Werke des Dichters. Mit liebevoller Sorgfalt und in sorgsam durchgebildeter Sprache erzählt uns Zahn das Schicksal einer edeln, erblindeten Frau und ihrer Liebe, ihrer Ehe, die zu scheitern droht und wieder glücklich wird, und alles das ist mit feinster innerer Wahrheit und Lebensechtheit, psychologisch außerordentlich fein und klar begründet und dargestellt, sodaß uns die Menschen darin ungemein fesseln und interessieren. Ein Kinderidyll eröffnet die Erzählung, und bereits wirft das Augenleiden der kleinen Spes Muoth seine Schatten voraus; dieser lebendig geschaute Auftakt hat nur den kleinen Fehler, daß diese Kinder nicht ganz die Sprache der Kinder reden. „Ein Märchen ist ein Traumgebilde, darum soll es weich und unwirklich sein," ist sicherlich nicht knabenhaft gedacht und gesprochen. Aber dieser kleine, sich einigemal wiederholende „Schönheitsfehler" stört uns nicht allzusehr; denn folgerichtig, mit innerer Notwendigkeit baut sich die Handlung der Novelle auf. Unaufhaltsam vollzieht sich das Schicksal: die Kinder Christlieb und Spes werden groß, sie bekommen sich lieb, und trotz seines Vaters ärztlicher Warnung werden sie Eheleute, Eltern. Von da an nimmt der jungen Frau Sehkraft ab, und eines Tages ist sie blind. Aber glückliche Ehe-

Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 9.

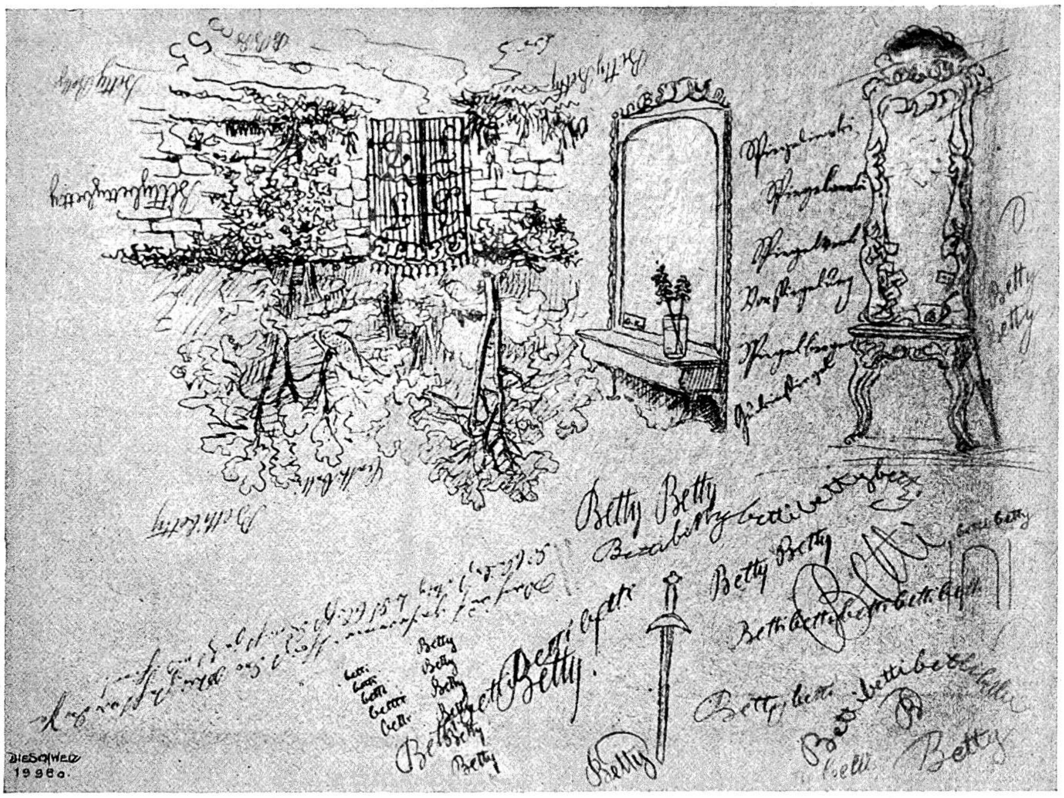
[4]) Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt, 1917.

leute bleiben sie doch, bis die Schwester der Spes, die jüngere Esther, aus dem Pensionat heimkehrt und eine Entfremdung zwischen Mann und Frau eintritt, bis Christlieb das heiße Begehren nach der Sehenden ergreift, auch diese nicht gleichgültig bleibt und Spes ihre Befürchtungen immer mehr bestätigt und zur Gewißheit werden sieht. Ich stehe nicht an, die innere Entwicklung des Schicksals bis zu diesem Punkt schon meisterhaft gezeichnet zu heißen. Aus den dargestellten Gesten erkennen wir, was zutiefst in der Seele der Handelnden und Leidenden vorgeht, und wiewohl Zahns Sprache herber, ich möchte sagen spröder ist, so fühlte ich mich bei der Lektüre schon dieser Partie öfters an Theodor Storms feine psychologische Kunst erinnert. Die Handlung scheint unwiderruflich zur Katastrophe zu drängen. Aber die Seelengröße der Blinden trägt den Sieg davon. „Ich bin bereit, mit euch Wege zu suchen, wie wir alles lösen können," sagt sie schlicht zu den zwei Liebenden, „sodaß niemand ... allzu sehr darunter leidet." Das ist die verstehende, selbstlose Liebe, die Spes — wie Frau Margaretha in Nanny von Eschers Buch — zur Entsagung führt, und hingerissen, beschämt und ergriffen von dieser Liebe der ältern Schwester, der blinden Gattin, gewinnen auch Esther und Christlieb die Kraft der Selbstüberwindung, den Willen zur Entsagung, und so findet sich das Paar wieder zusammen. „Im Grunde," meint der Gatte später, „ist unsere Schuld, daß wir zu sehr auf die Stimme unseres eigenen Innern hören und zu wenig versuchen, die leise andere zu vernehmen, die uns verriete, was in denen vorgeht, die wir lieben." Ich wiederhole: diese Novelle von Ernst Zahn ist meisterlich in ihrer schlichten Größe, in der seelischen Folgerichtigkeit der Handlung und der kunstvollen Abrundung; sie ergreift als stimmungsstarke Dichtung und ethisches Credo einer vornehm denkenden Persönlichkeit.

„Aus Konrad Sulzers Tagebuch" nennt sich der Roman von Jakob Bührer[5]), der uns die Entwicklung eines Idealisten vor Augen führt, der aus ärmlichsten Verhältnissen heraus sich emporringt, die dornenvolle Tätigkeit eines Journalisten ergreift und für die Ideale edler Menschlichkeit seine ganze Persönlichkeit einsetzt, was heute bekanntlich nicht immer und überall zum äußern Erfolge führt, und schließlich, vom Lebenskampfe aufgerieben, am Ende seiner Weisheit steht und irgendwo oben zwischen den Felsgräten den Weg sucht, der ihn hinausführt aus den „Gefängnismauern, in denen das menschliche Gefühls- und Erkenntnisleben eingeschlossen ist". Wir lernen da zunächst zwei Freunde kennen, die beide unter der Armut leiden und diese als Fluch empfinden: Franz Geßler, der den Anstoß zum Tagebuch gegeben, und den Tagebuchschreiber. Aber wie verschieden wirkt die Dürftigkeit des Lebens und die Auflehnung dagegen in diesen Zweien! Hier, bei Konrad, wächst aus diesem Boden der Idealist empor, der seinen Glauben an die großen Wahrheiten und ihren schließlichen Sieg bis zuletzt nicht aufgibt, dort, bei Franz, entsteht der revolutionäre Jungbursche, der Hetzer, der niederreißt, aber nichts aufbauen will an Stelle des Niedergerissenen; dort der Mann, der sich zur Heimat zurückfindet, hier der Feind alles Vaterlandsgefühles. Soziale Kämpfe, innere und äußere Konflikte schildert das Buch: wir sehen eine wackere Mutter den Sohn verlassen, weil er die Frau wählt, die ihr nicht paßt, erleben mit ihm die Nöte des Berufslebens, die Enttäuschun-

Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 10.

[5]) Bern, A. Francke, 1917.



Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 11.

gen eines Proletariers des Geistes werden mit der Not der Arbeiter in Vergleich gesetzt... Kurz: vielerlei und vieles steht in dem Buche, das zum Nachdenken anregt. Der Stil ist natürlich, schlicht, und über dem ganzen Werk liegt die Klarheit eines aufrichtigen Bekenners. Vielleicht könnte künstlerisch manches abgerundeter sein; der erste Teil bis zum Berliner Aufenthalt scheint mir in dieser Hinsicht besser gelungen als der zweite. Aber als ein Buch, das nachdenklich stimmt, ernste Fragen ernst behandelt, verdient Bührers neueste Arbeit warme Empfehlung.

Als Volksdichter im besten Sinne des Wortes kennen wir Josef Reinhart, dessen neues Buch, die „Geschichten von der Sommerhalde“[6]), seinen alten Freunden sicherlich neue hinzufügen wird. Reinhart holt sich seine Motive aus dem Bauernleben; sie sind nicht immer originell. Was aber originell an seiner Erzählungskunst ist, möchte ich die seelische Vertiefung nennen, die psychologische Darstellung des rein Menschlichen, das unter dem groben Kittel der Leute schlummert und in seltenen Stunden wohl auch zutage tritt, obwohl rein äußerlich der Kampf um den Besitz, die Sorge um das Gedeihen der Frucht ihr Reden und Handeln bedingt. Prachtvoll tritt das tiefe, starke Heimatgefühl in dem alten Bauern, der aus dem Asyl heimkehrt, um zu sterben, uns entgegen; glaubhaft lebendig ist die Feinmalerei des Dichters, der diesen „Vater“ geschaffen hat. Ich halte diese Novelle für ein Meisterstück, das allein genügte, das Buch zu empfehlen. Daneben aber lernen wir im „Knecht“ eine vom Unglück verbitterte, arme Seele kennen, über die der Tod einen Schimmer der Versöhnung wirft. Der Augenblick, da der Knabe den gefürchteten „Unhold“ sterben sieht, wird sich dem Leser für alle Zeit einprägen, ein Zeichen, wie stark und tief die Wirkung der Darstellungskunst dieses Dichters ist. Oder sollte im „Hudilumper“ nicht unser Herz für den armen Säufer fühlen? Gewiß; denn wieder versteht es Reinhart, uns diesen Menschen nahezubringen, rein menschlich, durch einfache und natürliche Kunstmittel, die gerade deshalb neu und packend wirken. Das Bauernleben in der Schweiz fand manchen Erzähler, und jeder stellt es auf seine Art dar; es ist diese Mannigfaltigkeit, die uns das Leben auf dem Lande stets wieder interessant macht, und bei Reinhart liegt der Zauber in der starken Betonung der zarten, tiefen Regungen der Seele unter der harten Kruste bäuerlichen Wesens, die stärker sind als der Erwerbstrieb, der allen eignet, die den Wanderburschen „der Heimat zu“ treiben oder die Familie fest zusammenhalten, wie im „Birnbaum“. Ein starker ethischer Zug geht durch die schlichten, volkstümlichen Erzählungen dieses Dichters, ohne ihren literarischen Wert zu beeinträchtigen.

Ein echter, wirklich ganz waschechter Meinrad Lienert, ein Buch, das wieder alle Vorzüge der Kunst dieses volkstümlichen, beliebten

[6]) Bern, A. Francke, 1917.

Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 12.

Erzählers besitzt, ist die Geschichte „Das Gesichtlein im Brunnen“ [7]). Vor allem diese urwüchsige, bildhaft anschauliche Sprache, die herb und kräftig ist wie der Duft der Alpenkräuter, hat etwas geradezu Bezauberndes für den Leser, der soviel glatte, abgeschliffene Prosa ohne Würze und Salz zu schlucken hat. Sie allein schon berechtigt uns, dieses Dichters schöpferische Phantasie, die tief im Volkstum seiner Heimat wurzelt, dankbar und erfreut anzuerkennen. Und dann: diese Kinderszene am Brunnen auf dem Dimmeralpli, wo der Hansjörli und das Urti ihr einträchtiges Spiel treiben — wie echt kindlich ist nur die Unterhaltung der beiden! — diese Kinderszene gehört wieder zu den Perlen Lienertschen Einfühlens in die jungen, werdenden Menschenherzen. Aber dann kommt der tragische Auftakt: der Tod des Großvaters, die Heimkehr des versoffenen Tanzbodenkartsch und der Sprung seiner Frau in den Abgrund, die Flucht ihres Knaben, des Hansjörli, ins Unbekannte, dessen Ankunft im Städtchen Nidach und seine Aufnahme beim wackern Spenglerehepaar Schlageter. Er weiß nicht, wo er daheim ist, und so bleibt das Büblein hier und lernt das Handwerk seines Pflegevaters, wird später Meister und verlobt sich mit der koketten Tochter eines Fürsprechs, die den schlichten, braven Burschen mit allen Künsten der Verführung zu kirren weiß, bis er eines Tages am Brunnen vor dem Hause der Pflegemutter seine Jugendgespielin, das Urti, wiedersieht, dessen Bild er als einzige Erinnerung an die Bergheimat in sich getragen bis ins Mannesalter, und am selben Tag seine Braut in flagranti ertappt, sodaß nun nichts mehr im Wege steht, zur Gespielin seiner Kindheit zurückzukehren; denn von ihr erfährt er nun, woher ihn damals seine schwachen Kinderfüße hierhergetragen. So findet er in Urti seine Heimat wieder; aber er holt sie sich ins Haus der Pflegemutter nach Nidach als junge Meistersfrau. Allerdings — so hübsch sich alles fügt — ein kritisches Bedenken kann ich diesmal nicht verschlucken: als ich den Schluß las, habe ich wirklich den Kopf schütteln müssen und festgestellt, daß er dem, was Lienert vorher erzählt, nicht ebenbürtig ist. Denn so sehr an Wunder und Zeichen glaubt wohl kaum ein Leser, daß er diese Häufung von Zufällen ohne Widerspruch hinnimmt und die Ereignisse, die Hansgeorg bei seiner Rückkehr nach dem Dimmeralpli miterlebt, nicht als Operettenschluß mißbilligt. Schade! Wie wär's, wenn der Verfasser bei einer neuen Auflage, die ich dem Buch um seiner übrigen Vorzüge willen von Herzen wünsche, sich eine innerlich und äußerlich möglichere und notwendigere Lösung überlegte? Es ließe sich gewiß ein Weg finden, den Hansjörli zu seinem Urti kommen zu lassen, ohne daß Blitz und Donner und ein zweiter Todessturz seinen Stiefvater und des Mädchens Mutter, dessen Todfeindin, gerade bei seiner Ankunft auf dem Dimmeralpli aus der Welt schaffen müßten. Die prächtigen Menschen, die in plastischer Anschaulichkeit vor uns hingestellt werden: die Spenglersleute, der Fürsprech samt seiner Thea, der ganz wundervolle Lötherius, der Altgesell, der seinen Namen vom Löten in jeglicher Gestalt her hat und eine jener Lieblingsgestalten der Lienertgemeinde zu werden verspricht, deren dieser Meister volkstümlichen Humors schon so manche auf die Beine gestellt hat, schon diese

[7]) Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918.

Prachtschöpfungen verdienten eine nachträgliche Ueberlegung im angedeuteten Sinne. Also: das Buch hat Anspruch auf weite Verbreitung als gesundes, kernhaftes Werk, und die kritische Bemerkung soll wahrlich nicht als Warnung davor dienen! H. Müller-Bertelmann.

Der Hosensack.

Nachdruck verboten.

Ein Gleichnis. Von Hans Forstegg, Zürich.

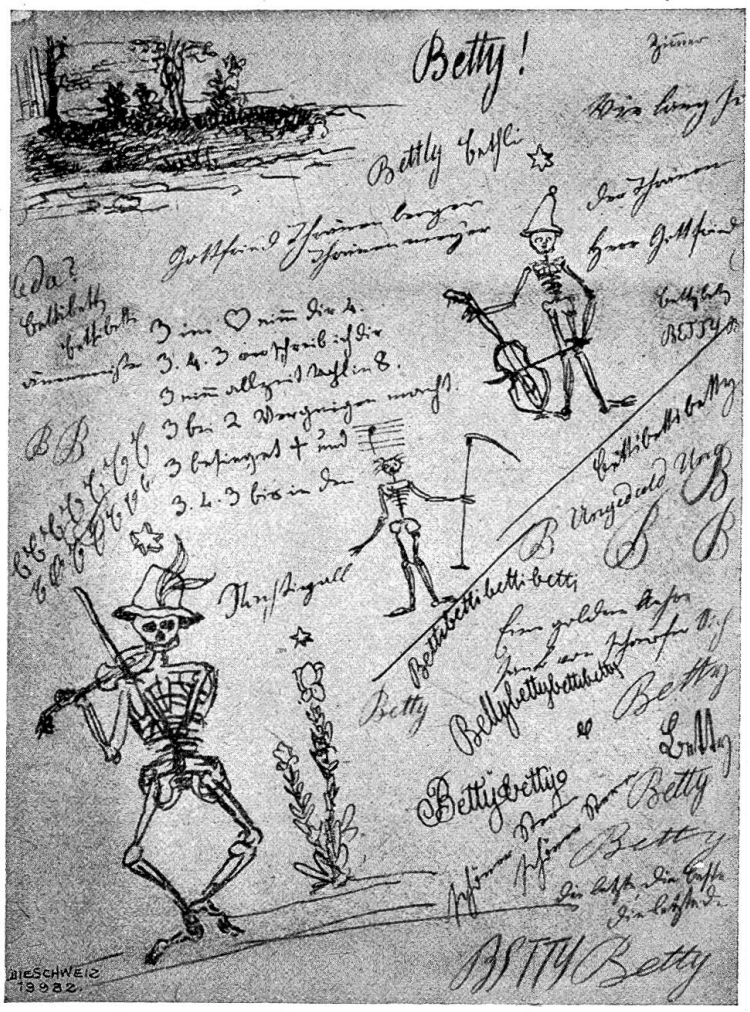
Kurt, ein durchaus liebenswürdiger Student im ersten Semester, hatte soeben seinen ersten Roman zu Ende geschrieben. Nach heftigem Kampf mit sich selbst übersandte er das Manuskript der Redaktion des „Tageblattes" zur baldgefälligen Veröffentlichung. Man hatte ihm den Empfang sofort bestätigt und weitere Nachricht versprochen. Kurt wartete von Stunde zu Stunde, wartete halbe Tage, ganze Tage und ganze Nächte; es verging eine Woche, die zweite Woche; es vergingen Wochen, Monate — die versprochene Nachricht traf nicht ein. Zuerst versetzte ihn die wogende und tobende Ungeduld in einen Zustand, der seine Neider neugierig machte, seine Freunde aber mit Besorgnis erfüllte. Nach und nach aber wurde sein Verstand wieder klar und sein Herz wieder ruhig. Er blinzelte jetzt nicht mehr hastig und errötend in jede neue Nummer der Zeitung, wartete nicht mehr auf den Briefträger, sondern lag fleißig seinen Studien ob. Nur etwa an einem Samstagabend beschlich ihn ein sonderbares Gefühl, er spürte Mitleid und Heimweh.

Nach ungefähr einem Jahr wurde Kurt durch ein kurzes Schreiben auf die Redaktion geladen. Er überlegte zwar ziemlich lange, ging aber dann schließlich doch hin; denn ein gewisses psychologisches Interesse an seinem Jugendwerk durfte er am Ende doch noch haben und es auch zeigen, gerade weil er unterdessen soviel gelernt hatte und heute denselben Stoff nun ganz anders behandeln würde, vielleicht als Drama.

Auf der Zeitung machte man nicht viel Umstände mit Kurt, er wurde in ein Zimmer im dritten Stock gewiesen und traf dort einen ältern, in keiner Hinsicht auffälligen Herrn. Der sah sich kaum um, als Kurt eintrat und überlegen lächelnd den Grund seines Kommens vorbrachte.

Der Alte stand dann auf und sagte: „Wir haben Ihren Roman gelesen, müssen Ihnen aber leider mitteilen, daß er sich für unsere Zeitung nicht eignet, womit wir übrigens kein Urteil über seinen Wert abgeben wollen."

Kurt verlor mit einem Mal seinen



Zeichnerische Schnurrpfeifereien Gottfried Kellers Abb. 13.